LESEPROBE

PEER MARTIN

SOMMER UNTER SCHWARZEN FLÜGELN

Oetinger

Peer Martin

Sommer unter schwarzen Flügeln

Leseprobe

Auch als e book

www.oetinger.de

© Verlag Friedrich Oetinger GmbH, Hamburg 2015
Alle Rechte vorbehalten

Einband von bürosüd
ISBN 978-3-7891-4297-2

Was wir heute an menschlicher Kultur, an Ergebnissen von Kunst, Wissenschaft und Technik vor uns sehen, ist nahezu ausschließlich schöpferisches Produkt des Ariers.
(Adolf Hitler, Mein Kampf)

Alle Menschen sind klug, die einen vorher, die anderen nachher.
Nur wenn es darauf ankommt, ist jeder dumm.
(Arabisches Sprichwort)

Sie fanden eine Nische.

Es war ein schmaler Absatz aus Steinen nahe der Werft, hinter der sich die Hafenmauer erhob, ganz am Rand, wo keine Schiffe mehr lagen. Man musste außen um die Mauer herumklettern, und die Stufe, auf der man dann saß, befand sich genau über dem Wasser, in das man leicht hineinfallen konnte. Aber niemand konnte sie hier sehen.

Calvin fühlte sich wie ein kleiner Junge, der sich vor den Erwachsenen versteckt. Er zog Stiefel und Socken aus, krempelte die Hose hoch und ließ die Beine ins Wasser baumeln.

Nuri tat neben ihm das Gleiche.

Er hatte über so vieles mir ihr reden wollen, dringend, aber jetzt wusste er nicht mehr, über was.

»Gibt es einen Grund, warum man das trinkt?«, fragte sie und hob ihren Becher mit dem Vanille-Milchshake.

Er sah nach oben. Niemand beugte sich über die Mauer.

»Glaubst du, jemand hat uns gesehen? Auf dem Weg hierher?«

Sie schüttelte den Kopf. »Ich habe keinen von deiner Clique bemerkt. Und keinen von meinen Leuten.«

»Von deinen Leuten«, wiederholte Calvin. Natürlich. Das war genauso gefährlich.

»Wenn Kamal wüsste, dass wir hier sitzen«, sagte er, »was wäre dann?«

»Er würde dich umbringen«, sagte Nuri ohne jeden Anflug von Sarkasmus. Sie trank einen Schluck aus dem Plastikbecher und schüttelte sich. »Kamal … er war immer der Hitzkopf der Familie. Nabil war viel ernster. Stiller. Der Ältere, Klügere. Er war zwei Jahre älter.«

»Wo … ist er jetzt?«

»Noch immer in Syrien«, sagte Nuri. »Der Vanille-Milchshake erinnert mich an den Tag, an dem ich ihn zum ersten Mal wirklich *sah*. Ich … hatte nie besonders viel mit meinem ältesten Bruder zu tun, wir waren zu weit auseinander.« Sie hielt den Becher näher an ihr Gesicht. »Das Zeug riecht wie Parfüm. Das schwere Parfüm der Parfümhändler von Damaskus. Ich bin durch diesen Geruch gegangen wie durch ein Feuer …« Sie sah

auf. »Willst du das überhaupt hören? Ich erzähle und erzähle, alle diese Worte fließen aus mir heraus wie … ich weiß nicht …«

»Wie Gift«, sagte Calvin. »Du musst das Gift loswerden.«

»Aber ich muss es nicht dir vor die Füße spucken«, sagte Nuri und sah in die Ferne, übers Meer.

»Hey«, sagte Calvin. »Guck mich mal an.«

Sie wandte den Kopf nur zögernd. Sie war schon wieder zu nah.

»Hier siehst du ein Wrack«, sagte er mit einem Grinsen. »Nase kaputt, Augenbraue kaputt … wunderschön. Gib mir das Gift. Es kann die Dinge nur besser machen, oder?«

»Mariam hat uns in diesen letzten Märztagen besucht«, begann Nuri. »Sie war ein Nervenbündel. Ummi setzte sie im Innenhof hin und brachte Tee und Datteln. Sie hatten ihren Offizier irgendwohin geschickt, aber er hatte ihr nicht sagen dürfen, wohin.

›Wir sind im Krieg‹, sagte sie immer wieder und hielt ihren Bauch mit beiden Händen fest, und Tränen fielen auf ihr Kleid, unter dem man deutlich sah, dass sie schwanger war. ›Sie wollen, dass alle sterben, sie haben Waffen, und sie schießen auf jeden. Sie sind auch hier, die Teufel, in Damaskus, in den Vororten. Das Militär kämpft tapfer, aber sie liegen im Hinterhalt. Wehe uns, oh, wehe uns! Sie werden uns umbringen! Es steht auf den Flugblättern, und man hört es überall.‹

Anna war bei uns an dem Tag, an dem Mariam kam, sie saß in unserem Kreis im Hof.

›Euch genauso!‹, rief Mariam und zeigte auf sie, beinahe anklagend. ›Alle Christen! Assad hat euch immer geschützt, er hat den Frieden zwischen den Religionen bewahrt, aber jetzt ist es aus damit!‹

Und da begriff ich mit plötzlicher, schmerzender Klarheit, wer *sie* waren. Mariam sprach über die Demonstranten.

Mehr Städte waren gegen das Regime aufgestanden, überall gingen jetzt Menschen auf die Straße. Und überall wurden sie mit brutaler Gewalt bekämpft. Anna und ich verbrachten halbe Tage vor Aarifs Laptop. Wenn wir die Nachrichten von draußen lasen, hielten wir einander in den Armen, weil alles so schrecklich und auch so großartig war. Aarif ließ uns gewähren, nur manchmal warf er uns hinaus, wenn er an seiner eigenen Seite im Netz arbeitete, für die Revolution.

Meine Freundinnen in der Schule sprachen nie über den Aufstand. Offiziell gab es keinen Aufstand.

An diesem Tag umarmte Ummi meine Schwester sehr lange.

›Bleib bei uns, Kind‹, sagte sie. ›Hier in der Altstadt ist es ruhig.‹

Und Mariam blieb.

Sie half Ummi in der Küche, und ihr klagender Schatten wanderte durchs Haus wie ein Geist. Wenn sie im Fernsehen von den Demonstrationen berichteten, schloss sie die Fenster. Als kämen die Demonstranten sonst durch sie hinein. Sie sprach viel von der alawitischen Gemeinschaft und von den Friedensjahren der Assads, und manchmal floh ich zu Anna. Tief im Herzen

von Bab Tuma bearbeitete ihr Vater seine Fotos und hörte amerikanische Musik dabei und fluchte. Die Fotos waren verwischt und unscharf und gefährlich. Die Demonstranten, die Teufel, waren darauf zu sehen, wie sie Fahnen schwenkten und in Busse gestoßen wurden, verhaftet, geschlagen, getreten. Wie konnte Mariam Angst vor diesen jungen Männern haben, die mit bloßem Oberkörper nach Frieden riefen?

Mein Vater kam mit zu Anna und trank Tee und sah die Fotos und weinte.

›Sie schreiben mein Buch mit ihrem Blut‹, sagte er einmal. ›Mein Buch über das Land. Aber bald, bald werden wir alle frei sein.‹

Wenig später fanden wir die Flugblätter, von denen Mariam gesprochen hatte.

DIE SUNNITEN WERDEN EUCH UMBRINGEN. EURE FRAUEN SCHÄNDEN. EURE HÄUSER ANZÜNDEN. WEHE EUCH, WENN ASSAD FÄLLT.

›Wenn sie dich beim Knipsen erwischen, war es das‹, sagte Anna zu ihrem Vater.

›Noch machen sie einen Unterschied‹, sagte er. ›Wir sind Europäer.‹

Aber er stellte die amerikanische Musik leiser. Amerika hatte begonnen, schuld zu sein. Der Aufstand, sagte das Staatsfernsehen, sei von außen gesteuert, vom Westen, der die Assad-Regierung schwächen wollte, ihrer Feindschaft mit Israel oder des Öls wegen, irgendeinen Grund hatten sie sicher.

›Ist das wahr?‹, fragte ich Aarif in seiner Dachkammer.

Aarif sah mich nur an und strich sein Haar hinter die Ohren.

›Es ist Unsinn‹, sagte ich.

Er nickte langsam. ›Frag keinen nach der Wahrheit, Nura‹, sagte er. ›Mach die Augen auf.‹

Und ich machte die Augen auf und sah. Anna und ich sahen gemeinsam, wir waren ein einziges, großes Auge, das Auge des Handys, mit dem sie filmte. Wir schlichen durch die Straßen und filmten die Panzer, die unbemannt, aber kampfbereit in den Vorstädten standen, die Mündungen ihrer Kanonen auf Wohnhäuser gerichtet. Eine Weile versuchten wir, nach Duma hinauszufahren, wo mehr Menschen auf die Straße gingen. Aber man ließ uns nicht durch. Man sagte uns, hier wäre nichts los und wir sollten nach Hause gehen.

Es war nichts los, und am Ende dieses Nichts gab es an jedem Freitag Tote.

Die Demonstrationen fanden meistens an den Freitagen statt, nach den Gottesdiensten, weil die Moscheen die einzigen Orte waren, wo man den Menschen nicht verbieten konnte, sich zu versammeln. Im Internet veröffentlichten sie die Zahlen der Toten. Im Fernsehen waren es immer nur ein Zehntel so viele. Niemand wusste, was stimmte.

In diesen Tagen, diesen Wochen nistete der Vogel mit den schwarzen Flügeln in meinem Herzen.

Ich war fünfzehn, aber die Rosen blühten nicht mehr im Hof, sie hatten all ihre Blätter verloren.

Zwei Wochen nach ihrer Verhaftung ließen sie die Kinder von Dar'a frei. Es war ein Tag des Jubels. Aber wir hörten nichts von Yassirs Familie. Wir wussten nicht, ob er die Folter überlebt hatte.

In Dar'a gab es Verhandlungen. Sie setzten den Polizeipräsidenten ab und einen neuen ein.

Doch die Flamme der Revolution loderte schon zu hell. Die Leute gingen weiter auf die Straße und riefen nach Meinungsfreiheit und nach neuen Wahlen.

Und irgendwann eröffnete das Militär das Feuer wieder.

Die Menschen, die ins Krankenhaus eingeliefert wurden, fing der Geheimdienst ab. Es hieß, sie hätten direkt im Krankenhaus einen Geheimdienstposten eingerichtet, wo sie die Verletzten folterten, bis sie unterschrieben, dass bewaffnete Banden auf sie geschossen hätten und nicht das Militär.

Die Ärzte und Krankenschwestern, die den Demonstranten halfen, teilten ihr Schicksal. Es war verboten, Blut zu spenden. In der Umari-Moschee richteten die Demonstranten eine Krankenstation ein, bis das Militär die Moschee räumte.

Und dann, am 25. April, wurde Dar'a völlig von der Außenwelt abgetrennt. Kein Strom, kein Telefonnetz, kein Wasser, keine Nahrungsmittel. Keine Medikamente.

Wer sein Haus verließ, auf den wurde geschossen.

Die Menschen konnten ihre Toten nicht mehr begraben, sie nicht einmal von den Straßen wegbringen. Manche schafften es trotzdem, im Schutz der Dämmerung. Sie lagerten die Leichen

in zwei Kühlhäusern für Gemüse, wir sahen die Bilder: Körper an Körper, in Decken gewickelt, gestapelt. Die Blockade von Dar'a war nur die erste von vielen Blockaden …

Die Menschen aus den Dörfern der Umgebung bildeten einen Zug von mehreren Tausend und wanderten zur Stadt, um Nahrungsmittel hineinzubringen. Die Solidarität der Leute, die alle selbst arm waren, brannte wie ein geheimes Feuer. Man ließ sie bis an die Stadtgrenze kommen.

Dann wurden sie eingekesselt und beschossen. Es war eine Falle. Niemand wusste, wer schoss, Militär oder Geheimdienst, es war vermutlich gleich. Menschen starben, Menschen verschwanden.

Aber es gab auch gute Tage.

An einem der guten Tage betrat ich Aarifs Kammer, und er lächelte mir entgegen.

›Sie haben die Verhandlungen wieder aufgenommen‹, sagte er. ›Sie haben heute mehrere Hundert politische Gefangene freigelassen. Mehrere Hundert! Das ist ein Zeichen.‹

Ich nickte und lächelte. Es war ganz still in diesem Moment, und ich konnte kein Rauschen hören.

Aber dann öffnete sich die Tür, und Mariam stand darin und starrte an uns vorbei auf den Bildschirm des Laptops. Aarifs Facebookseite war geöffnet, und über allem prangten, wie bei jedem seiner Einträge, die Worte: *GEBT NICHT AUF. DAS REGIME DER MÖRDER WIRD FALLEN. GEBT NICHT AUF.*

Ich sah, wie Mariam den Aufruf las. Es war zu spät, die Seite zu schließen.

Sie sagte nur ein Wort. ›Verräter.‹

Dann drehte sie sich um und rannte die ausgetretenen Stufen hinunter, und wir hörten, wie sie in der Küche nach unseren Eltern rief. Wie ein Kind, das petzen geht.

›Abi!‹, hörte ich sie sagen, es war wie eine Totenklage. ›Weißt du, was für Internetseiten in diesem Haus geöffnet werden? Nura und Aarif gehören zu den Verrätern!‹

Ich hörte Abis Stimme, leise, beruhigend.

Meine Schwester gab einen Laut von sich wie ein gequältes Tier. ›Aber begreifen sie denn nicht, dass wir Alawiten zusammenhalten müssen?‹, schrie sie. ›Nura ist noch ein Kind! Aber Aarif … Wie kann er seine Familie so hintergehen …‹

Ich lief nach unten, ich wollte wissen, was dort gesagt wurde.

Abi sprach auf Mariam ein, als ich in den Hof kam.

›… gibt es mehrere Arten, die Dinge zu sehen‹, sagte er. ›Wir denken nicht, dass es um die Konfessionen geht. Es geht um freie Wahlen. Um Demokratie. Ummi möchte davon nichts hören und Kamal auch nicht. Trotzdem sind wir eine Familie.‹

Mariam hob den Kopf, ihr Gesicht nass von Tränen. ›Nein‹, sagte sie leise, und in ihrer Stimme war etwas Neues, Kaltes. ›Ich habe eine Familie, Ummis Familie, in Latakia. Und die Familie meines Mannes, die auch dort wohnt. Im gleichen Viertel wie die Verwandten der Assads, die ihr umbringen wollt. Eine von diesen Familien wird mich aufnehmen. Wenn Ummi hierbleibt, ist das ihre Sache.‹

Und sie hob ihren Kopf noch höher auf ihren schönen, schlanken Schultern, sie ließ meinen Vater stehen und ging durch den

Hof – aber Nabil hielt sie sacht am Arm fest. Ich hatte, wie meist, nicht bemerkt, dass er da war.

›Mariam‹, sagte er leise. ›Bleib hier. Es ist zu gefährlich, irgendwohin zu reisen. Ich bin auch nicht dafür, Parolen zu brüllen und Fahnen zu schwenken. Wenn es Veränderungen gibt, müssen sie langsam vor sich gehen. Ich bin nicht für die Revolution, und trotzdem liebe ich meinen Vater, der nie ein Buch schreiben wird, und meine kleine Schwester und Aarif. Bleib bei uns.‹

›Wer zu den Verrätern hält, ist ein Verräter‹, sagte Mariam und legte eine Hand auf ihren Bauch, als müsste sie das ungeborene Leben vor uns allen schützen.

›Bitte, mein Kind …‹, begann Ummi.

›Ich bin nicht mehr euer Kind‹, sagte Mariam.

Und sie schüttelte Nabils Hand ab und ging.

›Shit‹, sagte Aarif, der hinter mich getreten war. ›Ich sollte auch verschwinden. Wenn Mariam den Sicherheitsdienst auf uns hetzt …‹

Abi legte ihm eine Hand auf den Arm. ›Du bleibst‹, sagte er fest. ›Das alles ist in ein paar Wochen vorüber, und bis dahin halten wir zusammen.‹

Mariam erreichte Latakia unbehelligt. Wir bekamen Anrufe der Familie von dort. Ummis Brüder riefen uns an und deren Kinder und andere Leute.

Wir hörten das Wort *Verräter* oft.

Irgendwann nahm Abi das Telefon nicht mehr ab.

Ummi weinte und malte die Schönheit auf die letzten Lein-

wände. Es gab keine mehr zu kaufen. Es gab auch manche Gewürze nicht mehr. Dennoch kochte sie mehr denn je, sie kochte für Anna und ihren Vater, die sonst vergaßen zu essen, sie kochte für Leute, die sie überhaupt nicht kannte, Bekannte von Aarif, die untergetaucht waren und denen er Plastikdosen voll gefüllter Auberginen brachte. Dabei war Ummi nicht einmal für den Umsturz. Sie war auch nicht dagegen. Sie kochte.

Nabil war selten zu Hause. Wenn er da war, schwieg er und las.

Kamal war wie immer. Er spielte Fußball und Computerspiele mit seinen Leuten. Sonst nichts.

Wir hatten Angst, dass sie Aarif abholen würden. Sie hatten eine Menge Blogger und Internetaktivisten abgeholt. Aber es war nie jemand von der Sicherheit, wenn es an der Tür klopfte.

Und das Virus der Revolution verbreitete sich im ganzen Land. Ende April gab es Demonstrationen in Damaskus, Aleppo, Deir ez-Zor, Homs, Hama Qamischli, Amuda, Duma und Latakia. Ich wurde sechzehn.

Und dann kam der Tag des Parfüms.

›Nura‹, sagte Anna. ›Was machen wir hier eigentlich? Wir rennen mit dem Handy herum und filmen Sachen, die gar nicht passieren. Ich habe das Gefühl, Aarif will uns vor allem … beschäftigen, damit wir nichts Gefährliches tun.‹

Ich werde nie ihre unruhige, lange Gestalt vergessen, die auf Aarifs Fußboden hockt, im Schneidersitz, und mit den Fingern auf den Boden trommelt. Aarif war für einen Moment hinausgegangen.

›In vielen Orten gehen die Frauen jetzt auch auf die Straße‹, sagte sie. ›Gestern war eine Demo hier in der Stadt, das waren Frauen mit Kopftuch, ich habe die Bilder gesehen. Sunnitinnen. Es wäre doch ein Zeichen, wenn auch solche wie wir auf die Straße gingen. Ohne Kopftuch. Um zu zeigen, dass es nichts mit Religion zu tun hat. Morgen kommen fünfhundert Frauen auf dem Arnous-Platz im al-Salhiyeh-Viertel zusammen. Es steht im Netz.‹

Ich nickte.

Dann kam Aarif wieder, und er fragte, was los sei, und wir sagten, genau wie die Sicherheitskräfte an den Abriegelungen: Es ist gar nichts los.

Wir nahmen ein Taxi, aber diesmal waren wir klüger als einen Monat zuvor. Das letzte Stück gingen wir zu Fuß.

Die orangegelben Taxis, alltägliches Fortbewegungsmittel der Damaszener, waren sowieso nicht mehr geheuer. Die Mehrheit der Fahrer arbeitete mit dem Sicherheitsdienst zusammen. Manchmal, hatte Abi gesagt, entführten sie die jungen Männer mit den Taxis von der Straße weg. Ich war daher beinahe froh, auszusteigen.

Der Arnous-Platz ist ein Platz voller Geschäfte, ein zentraler Punkt im al-Salhiyeh-Viertel. Er war auch an diesem Tag voller Menschen. In dem Moment, in dem ich sah, wie sich die Frauen formierten, wie ganz plötzlich Plakate und Spruchbänder auftauchten, hörte ich das altbekannte Rauschen. Ich griff nach Annas Hand.

Es waren nicht fünfhundert Frauen. Es waren vielleicht sechzig. Aber es waren sechzig großartige Menschen, und mit uns waren es zweiundsechzig. Die meisten trugen tatsächlich kein Kopftuch.

STOPPT DAS TÖTEN!, stand auf ihren Spruchbändern. *HEBT DIE BELAGERUNG VON DAR'A AUF! NEIN ZUM TOD, JA ZUM LEBEN!*

Wir gingen mitten unter ihnen, und unsere Rufe waren so laut, dass sie das Rauschen der schwarzen Flügel übertönten. Aarif sollte uns sehen, dachte ich, er wird uns sehen, irgendwo, auf irgendeinem Film, den jemand in diesem Moment mit dem Handy dreht.

Ich glaube, es vergingen ungefähr zehn Minuten. Dann stürzten die Sicherheitskräfte sich auf unseren Zug. Es war wie bei der Demo auf dem Unicampus, die Männer waren plötzlich einfach da. Sie waren in Zivil; ihre Uniformen waren ihre breiten Oberkörper und ihr brennender Blick. Einer kam direkt auf uns zu, und ich versuchte, das Menschliche in seinen Augen zu sehen, aber ich fand es nicht. Seine Augen waren voller schwarzer Schatten.

Und dann griff er nach mir. Aber es war Anna, die er zu fassen bekam.

Die Frauen liefen auseinander, manche schrien, aber meine Welt bestand jetzt aus Bruchstücken.

Anna auf dem Boden. Annas Handy, auf das ein Stiefel tritt. Eine Faust in der Luft. Anna, die versucht, aufzustehen. Der

Schmerz, als mir jemand die Arme auf den Rücken dreht. Anna, die um sich tritt und weggezerrt wird, auf einen Bus zu, die Türen stehen offen.

Ich höre sie schreien, auf Deutsch. Der Blickwinkel ist seltsam, ich liege auf dem Boden, da ist sehr viel Himmel, aber davor ist wieder der Stiefel. Es ist kein Handy, auf das er treten wird, ich bin es, mein Körper. Ich rolle mich zur Seite und werde hochgezerrt. Ich werde die Nächste sein, die sie in den Bus werfen, auf einmal begreife ich das. Sie verhaften mich. Wie Yassir.

Nur heißt das Licht, und sie werden das Licht löschen, sie haben ihre Methoden.

Ich denke an Yassir.

Ich denke an Allah. Allah, wo bist du? Sitzt du im Bus, wartest du, in Annas Augen? Oder lässt du mich allein?

Ich bin ein sehr feiger, kleiner Mensch. Ich möchte nicht ausgelöscht werden. Ich möchte auch nicht mehr mutig sein und demonstrieren. Lass mich zurückkehren zu den Weintraubenfeldern, zurück zur Wüste und den Armen meines Vaters, in meine Kindheit!

Die Türen des Busses sind ganz nah. Man sagt, dass sie den Alawiten noch schlimmer zusetzen als den Sunniten, wenn sie sie verhaften, weil sie Verräter sind. Sie werden …

Aber da greift jemand den Mann an, der mich zum Bus schleift, greift ihn an wie ein Raubtier. Ich taumle zurück, plötzlich frei. Vor mir kämpft der Angreifer mit dem Mann von der Sicherheit.

Es ist mein Bruder.

Nabil.

Mein stiller, zurückhaltender Bruder, der nicht fürs Demonstrieren ist, nicht für die Revolution. Er muss uns gefolgt sein. Er ist nur halb so schwer wie der Mann von der Sicherheit, aber er ist wendig, er entschlüpft ihm für Momente im allgemeinen Chaos und stößt mich in einen der Läden am Platz.

›Mach, dass du wegkommst‹, höre ich ihn keuchen, während eine Wolke künstlicher Süße mich umnebelt. ›Hinterausgang.‹

Der Ladenbesitzer taucht im Dunkeln auf, ein dicker Mann mit Schnauzbart, und ich verliere das Gleichgewicht durch einen weiteren Stoß meines Bruders. Ich falle dem Mann in die Arme, mitten zwischen tausend Flaschen und Fläschchen voll Parfüm. Dann ist Nabil wieder draußen, diesmal fassen sie ihn zu zweit, ich sehe, wie sie ihn fortzerren. Der Ladenbesitzer hält mich eisern fest.

Nabil wehrt sich nicht einmal, nicht mehr, nachdem ich in Sicherheit bin. Einer von den Sicherheitsleuten packt ihn am Ohr wie einen ungehorsamen Hund, als er nicht schnell genug in den Bus kommt. Als Nabil zurückzuckt, packt ihn der Mann und schlägt seinen Kopf so hart gegen die Bustür, dass er das Bewusstsein verliert. Sie treten ihn mit ihren Stiefeln in den Bus. Die Türen schließen sich.

Das ist das Letzte, was ich sehe.

Dann schleift mich der Parfümverkäufer weg, durch den betäubenden Duft aus tausend Fläschchen. Ich kämpfe mit meiner Übelkeit.

›Nein!‹, höre ich mich flüstern. ›Ich muss zu meinem Bruder!‹

›Ich glaube nicht‹, sagt der dicke Mann.

Und da ist der Hinterausgang, da ist der Himmel. Es erstaunt mich, dass der Himmel noch existiert.

Der Parfümverkäufer signalisiert einem der orangegelben Taxis, dass es herüberkommen soll, die Straße ist merkwürdig still, sie liegt nur eine Häuserzeile entfernt vom Arnous-Platz. Aber vielleicht ist auch dort jetzt wieder alles still. Die Dinge können unheimlich schnell gehen.

›Fahr nach Hause‹, sagt der Ladenbesitzer, als er mich in das Taxi setzt. ›Willst du dich unbedingt von denen hier erniedrigen lassen? Sie machen keinen Unterschied mehr zwischen Männern und Frauen.‹

Ich nicke nur und falle in das Taxi. Ich wünsche mir, es wäre voller Schabiha und würde mich dorthin bringen, wo Nabil ist.

Aber das stimmt nicht, ich wünsche mir das nicht wirklich.

Ich bin ein sehr feiger, kleiner Mensch.

Ich sage dem Fahrer meine Adresse und kauere mich auf der Rückbank zusammen. Abi und Ummi warten auf mich, ich bin ihr jüngstes Kind. Und Aarif wartet, vor seinem Laptop. Und Anna?

Anna wartet nicht mehr.«

»Hast du sie wiedergesehen?«, fragte Calvin, nach einer Weile des Schweigens.

»Wen? Anna?« Nuri schüttelte den Kopf. »Nie mehr. Ihr Vater hat sie freibekommen. Sie war nicht lange in Haft. Es hieß, sie hätten sie höflich behandelt. Ich frage mich, was sie unterschrieben hat. Die beiden haben das Land verlassen, zwei Wochen

später. Abi hat es mir erzählt. Ein paar Tage nach der Demo auf dem Arnous-Platz haben sie die ersten Frauen erschossen.«

Sie sah aufs Wasser.

Calvins Handy meldete sich, und er holte es heraus.

»Scheiße. Die Jungs wollen wissen, wo ich stecke. Was sagst du deinen Leuten, wo du steckst? Ich meine … es ist Tag, aber trotzdem … machen die sich keine Sorgen, wenn sie nicht wissen, wo du bist?«

»Doch, natürlich«, sagte Nuri. »Aber sie sperren mich nicht ein. Die Tage sind sowieso endlos. Es gibt nichts zu tun. Ich bin seit April achtzehn, also nichts mehr mit Schulpflicht … Wir haben einen Antrag gestellt, weil man wohl trotzdem zur Schule gehen darf, wenn man keinen Abschluss hat. Aber wir warten noch immer auf die Antwort. Und einfach irgendwas arbeiten, darf keiner von uns. Damit wir uns nicht zu sehr eingewöhnen, falls wir doch wieder rausgeworfen werden. Der Asylantrag ist ja auch noch nicht durch. Wir dürfen uns nicht mal weiter als dreißig Kilometer vom Heim entfernen. Wir sind Gefangene. Also starren wir an die Zimmerwand, kochen, waschen Wäsche und starren wieder an die Wand, bis die Fliegen tot herunterfallen.« Sie räusperte sich. »Im Übrigen bin ich in diesem Moment nicht allein in der Stadt. Ich bin mit Fabienne und ihrer Tochter auf einem Spielplatz. Das wird Fabienne jedenfalls später meinem Vater erzählen. Sie ist ziemlich cool, was Lügen angeht. Fabienne ist die Mutter von Delfine. Du kennst Delfine. Du kennst … ihre Puppe.«

Calvin sah weg. »Sie hassen mich alle«, sagte er. »Oder?«

»Hättest du das gerne so?«, fragte Nuri.

Er stand auf, zuckte die Schultern. »Ich muss mich bei den Jungs melden. Nuri … bleib noch eine Weile hier, ja? Sie sollten uns wirklich nicht zusammen sehen.«

Sie nickte. Da hing so viel in der Luft über dem Wasser, so viel Ungesagtes. Es war absolut unmöglich, nach einer Erzählung wie ihrer einfach abzuhauen. Sie hätten jetzt reden sollen, dachte Calvin. Über Nabil, über Nuris Familie, über alles.

»Bevor ich gehe«, sagte er. »Dein Bruder … Er ist auch freigekommen, oder?«

Nuri stand ebenfalls auf. »Ja«, sagte sie. »Später. Es gehört in einen anderen Teil der Erzählung.«

»Das heißt, du erzählst weiter«, sagte Calvin. »Ich glaube, ich brauche dieses … Gift.« Er merkte, wie er grinste.

»Du gehst jetzt«, sagte Nuri und pustete ihr Haar aus dem Gesicht. »Aber das heißt nicht, dass wir uns nicht irgendwo aus Versehen wieder treffen. Wenn du willst?«

Da beugte er sich ganz dicht zu ihr hinüber, es geschah sehr plötzlich, als packte ihn eine unbekannte Sorte von Mut, und sagte leise in ihr Ohr: »Blöde Frage.«

Seine Lippen streiften ihre Ohrmuschel, nur ganz sacht, und er spürte ihr Haar an seiner Wange. Es war die gewagteste Berührung des Jahrtausends. Sie dauerte eine halbe Sekunde.

Dann drehte Calvin sich um und balancierte den Absatz an der Mauer entlang, von ihr fort.

Oetinger